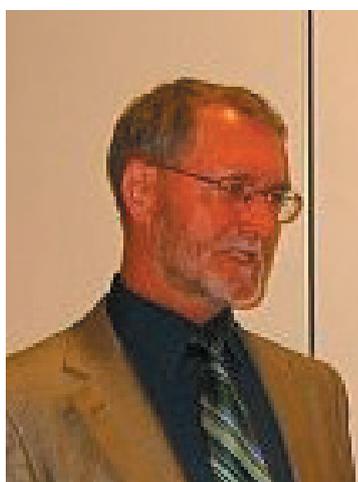


Sport in der Erlebnisgesellschaft: Aspekte der erstaunlichen Karriere eines Kulturphänomens

Christian Zoidl



*„Der Mensch ist nur
dort ganz Mensch, wo
er spielt.“*

F. Schiller

*„Der Heidenlärm,
der aus dem Stadion
zu mir herüberdringt,
bringt mich zwar nicht
aus der Fassung, aber
ich mache mir doch
meine Gedanken.“*

Seneca

Welche Gedanken bewegten wohl Seneca, als er den Stadionlärm erdulden musste, der als ärgerliche Klangwolke seine Ohren provozierte? Welche unterhaltsamen Stunden haben Friedrich Schiller ein Hohelied auf das Spiel anstimmen lassen? Die Kulturgeschichte der Menschheit schrieb die unterschiedlichsten Kapitel zum Thema Spiel, Bewegung, Wettkampf und Akrobatik, zu all dem, was wir heute unter „Sport“ verstehen.

Dem Stoiker Seneca war die Sportbesessenheit der Massen suspekt, wohl deswegen, weil er den blutrünstigen Gladiatorenspielen nichts Kulturstiftendes abgewinnen konnte. Auch heute gibt es im Sport Leistungen, die beeindruckend und faszinierend sind, aber zugleich Entwicklungen, die nachdenklich machen, weil sie den genuin sportlichen Interessen zuwiderlaufen. Herausragende körperliche beziehungsweise sportliche Leistungen haben schon seit der Antike Aufmerksamkeit auf sich gezogen. In einer langen Geschichte wurden

unter der Rubrik „Sport“ unzählige Rekorde, Bestleistungen von Menschen in diversen Disziplinen und Techniken hervorgebracht; zugleich mussten Sportler und Funktionäre sich aber immer wieder gegen Skandale, politische Vereinnahmung und Missbrauch (Doping, Korruption) sowie gegen Kommerzialisierung wehren.

Das Phänomen Sport hat, einem Markenartikel gleich, der (post-)modernen Freizeitgesellschaft seinen Stempel aufgedrückt. Der auf den Dominikanerpaten Henri Didon zurückreichende olympische Schlachtruf *citius - altius - fortius* gilt längst nicht mehr nur in Stadien und bei sportlichen Großveranstaltungen. Er ist zur allgemeinen Wettkampfparole der Leistungsgesellschaft von heute und zur Zauberformel des globalen Marktes geworden.



Die „Hochfeste des Sports“ im Jahr 2002 haben die Karriere des Sports als Kulturphänomen noch augenscheinlicher gemacht; die einst „wichtigste Nebensache der Welt“ ist in die Liga der unverzichtba-

ren „Global Players“ aufgestiegen. Die Olympischen Sommerspiele von Sydney 2000, die Winterspiele von Salt Lake City 2002 sowie die Fußballweltmeisterschaften in Korea und Japan (Juni 2002) zogen Millionen Menschen in ihren Bann. Etwa eine Milliarde Menschen verfolgte das Endspiel zwischen Brasilien und Deutschland in Yokohama.

Überall auf der Welt lassen sich Menschen im und mit dem Sport „bewegen“. Sicherlich tragen die Medien, vor allem das Fernsehen, einen guten Teil zum steigenden Interesse bei. Mit immer raffinierteren Mitteln gelingt es ihnen, den Unterhaltungswert der Ware „Sport“ zu erhöhen und den Tisch der Sport-Konsumation durch „Eventisierung“ und „Medialisierung“ reich zu decken. Wenige Phänomene der neueren Zeit üben eine so intensive Anziehungskraft aus und wecken solche starken emotionalen Regungen wie der Sport: „Sport wirkt immer, ob man sich aktiv an ihm beteiligt oder ob man bloß zuschaut, sehr schnell auf die Emotionen. Er schafft mit Leichtigkeit Gefühle der Bindung und Zusammengehörigkeit von Menschen, und dies in einem so hohen Maße, wie nichts anderes es vermag. Der Enthusiasmus und die Hingabe, die er in der Menschheit auslöst, sind bemerkenswert und verdienen höchste Aufmerksamkeit.“

Der Sport, vor allem der medial besonders umworbene Spitzensport, ist zu einem Indikator und wohl auch Induzenten gesellschaftlicher Entwicklungen, zum idealen Werbeträger und blühenden Wirtschaftsfaktor geworden, ja er übt geradezu eine kulturbestimmende Leitbildfunktion aus. Der „homo sportivus“ ist zum Modell eines modernen Menschentyps avanciert: für immer jung, attraktiv, dynamisch, leistungs- und risikobereit, erfolgsorientiert, genussfreudig und sinnenfroh, körper-, ernährungs-, modebewusst; *lifestyling* hat Bekenntnischarakter.

Die innovative und normative Bedeutung des „sportlichen Menschenbildes“ zeigt sich auch darin, dass der Sportler beziehungsweise die Sportlerin auf der Rangliste zeitgenössischer Leit- und Vorbilder den ersten Platz einnehmen. Sie personifizieren die Weite einer liberalen Gesellschaft, verkörpern das Bild eines perfekt funktionierenden Menschen und vermitteln so Orientierung für eine Zeit, in der nicht mehr der Mensch, sondern die Maschine das Maß aller Dinge vorgibt.

Die spontane, natürliche Freude an Akrobatik und Artistik, an Rhythmik und Gymnastik, an Athletik und Ästhetik der verschiedenen Sportdisziplinen, der Gefallen, der an der Ausdehnung der menschlichen Grenzen, im Risiko und Wagemut gefunden wird, unser intensives Interesse am Drama des sportlichen Wettkampfs und dessen knisternder Spannung, – all diese leibhaftigen, fast schon erotischen Qualitäten eröffnen dem Sport ein weites Feld an Erfahrungen von Lust und Leistung, von Freiheit und ihren Grenzen, von Triumph und Tragödie.

Dem Zuschauer bietet der Sport ästhetisches Vergnügen, ermöglicht oder fördert emotionale Hingabe und Anteilnahme, festigt den Zusammenhalt zwischen Fans und „ihrem“ Star beziehungsweise Team, bietet Unterhaltung beim Beobachten des Spiels, in dem Geschicklichkeit und Glück zu einem menschlichen Drama verschmelzen. Einige dieser vielfältigen Aspekte sollen im Folgenden näher beleuchtet werden.

Geschichtliches und Begriffliches

Die moderne Sportbewegung, wie sie uns heute begegnet, ist nicht so sehr Resultat einer kontinuierlichen Entwicklung, die mit den kultisch-olympischen Spielen der Griechen ihren Anfang genommen hat, vielmehr ist sie zu einem guten Teil ein Kind des 19. Jahrhunderts, näherhin der industriellen Revolution beziehungsweise der Industriegesellschaft.

Wenn auch viele Sportarten und Wettbewerbe im Zeitvertreib der britischen Aristokratie und Eliteschulen ihren Ursprung hatten (Pferderennen, Tennis, Kricket, Fußball, Baseball, Basketball u.a.), so erfolgte die eigentliche Verbreitung des Sports doch durch die Arbeiter, denen – zum Zwecke der Klassenversöhnung und der Kontrolle – die Ideale des bürgerlichen Anstands und der Verantwortung durch sportliche Betätigung und Spiel vermittelt werden sollten. Diese Verbreitung des Sports unter der arbeitenden Bevölkerung wurden auch von den Kirchen gefördert, die – vor allem in der Scoutbewegung – das Ideal des „christlichen“ Athleten beziehungsweise die körperliche Ertüchtigung als Mittel der Askese propagierten.

Ein weiterer Meilenstein war die Wiederbegründung der Olympischen Spiele (Athen, 1896) durch Baron Pierre de Coubertin, der den pädagogisch ori-

entierten „Olympismus“ zum Ideal, ja zur Religion erhob. Sporttreiben sollte einer ganzheitlichen Erziehung dienen; Muskeltraining reiche nicht zur Menschenbildung, meinte Coubertin. „Genau betrachtet ist es also nicht irgend ein Sport, sondern es ist der leistungs-, könnens- und wettkampforientierte und auf den Grundsätzen der Fairness, Gerechtigkeit und Internationalität basierende Sport, von dem im Zusammenhang mit dem Olympischen Sport die Rede sein muss. Jedoch nur dann, wenn der olympische Sport seine besonderen pädagogischen Werte deutlich machen kann, hat er nach Coubertins Ansicht eine ‚versittlichende‘ Kraft. Dies ist es auch, was ihn vom bloßen Körpertraining, folgenlosen Zeitvertreib und belanglosen Vergnügen unterscheidet.“

Mit der kontinuierlichen Verkürzung der Arbeitszeit seit dem Zweiten Weltkrieg gewinnt die Freizeit und deren Gestaltung durch Sport zunehmend an Bedeutung. Sport wird zur Massenbewegung, die durch den Freizeittourismus weitere Impulse erhält. Die „Fit- und Fun-Gesellschaft“ entwickelt seit den 1990er Jahren neue Leitbilder und Sinnmuster und eine reichhaltige, von Freude bestimmte, rasch wechselnde Vergnügungskultur mit dem Trend zum Event.

So wird gegenwärtig lexikalisch recht facettenreich definiert: „Unter Sport werden heute die verschiedenen, nach Regeln betriebenen Leibesübungen, Spiele und Wettkämpfe verstanden, die sowohl im kleinen, privaten Rahmen ausgeübt als auch über große, zum Teil weltweite Organisationen und Institutionen veranstaltet werden. Sport und Sporttreiben sind in spezifische soziale und kulturelle Kontexte eingebunden und lassen sich mit politischen, wirtschaftlichen, erzieherischen und gesundheitlichen Zwecken verbinden. ... Auffallendste Merkmale des Sports sind seine Internationalität und Universalität. Darüber hinaus symbolisiert der Sport elementare und universale Bedürfnisse, zum einen das Bedürfnis nach Freude, Vergnügen und Spiel, zum anderen das Bedürfnis nach Spannung, Aufregung und nach Befriedigung von kämpferischer Lust und Leidenschaft in Spiel und Wettkampf. Zum Dritten ist er durch das Bedürfnis gekennzeichnet, aktiv durch körperliche Übungen und Spiele zum Wohlbefinden und zur Gesundheit beizutragen. Diese drei Motive – Spiel, Wettkampf und Leistung sowie Gesundheit und Wohlbefinden – können aus unterschiedlichen Perspektiven und mit wechselnden Schwerpunkten

als Gehalte beziehungsweise als das ‚Wesen‘ der Leibesübungen und des Sports bezeichnet werden.“



Die Erlebnisgesellschaft und der Trend zum Event

Anfang der 1990er Jahre hat der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze mit dem Schlagwort von der „Erlebnisgesellschaft“ der kulturkritischen Debatte ein Stichwort gegeben, dem eine beispiellose Karriere beschieden war. Die Freizeit- und Erlebnisgesellschaft wurde zum Inbegriff für ein Leben nach den Gesetzen der Unterhaltungsindustrie, für den Trend zur hedonistischen Augenblickswahrnehmung und einer körperkultorientierten Selbstdarstellung.

Die Kulturosoziologen sprechen von einer „Festivalisierung“ beziehungsweise „Eventisierung“ angesichts der Überfülle an erlebnisorientierten Veranstaltungen. Im Sport ist der Trend zum Event besonders augenscheinlich. Sportliche Veranstaltungen und Wettkämpfe müssen heute medial vermarktet, aufwändig liturgieartig inszeniert und mit kommerzialisierter Unterhaltung und Erlebnisprogrammen angereichert werden. Längst ist dies nicht mehr nur Sache sogenannter Trendsportarten wie bei Snowboard-Contests, Streetball-Challengers und Beach-Turnieren. Die „Eventisierung“ hat den alpinen Schisport (vgl. Streif-Abfahrt in Kitzbühel) bereits genauso erfasst wie den traditionellen Bergsport („Erlebnisklettern“) oder den Marathonlauf (Lauf-Event „City-Marathon“ von Großstädten). Das sportliche Geschehen wird zum Anlass oder „Aufputz“ für ein touristisches, geselliges, mediales, wirtschaftliches und/oder politisches Unterhaltungsspektakel.

An die Stelle der von kulturellen Institutionen vorgegebenen „Feste und Feiern“ treten mit den Events nun offenere, in Ziel, Sinn und Zweck unverbindlich diffus bleibende Gemeinschaftserlebnisse, die – besonders in den Szenemilieus der Jugendlichen – das Gefühl von „Partizipation“ und „Dazugehörigkeit“ vermitteln. Die Feste der Erlebnisgesellschaft sind ideologie- und weltanschauungsfrei, denn ein Event ist ein sich selbst genügendes, bloß am Spaß und an der Besucherquote zu messendes Ereignis. „I feel good“ oder „No risk – but fun“ heißt dabei die entsprechende Botschaft. Die Sport- und Musik-Szenen der Jugend konstituieren sich nicht selten über solche Events und finden dadurch zu ihrer eigenen – meist aber nur recht flüchtigen – Identität.



Sport – Ein Weg der Selbst- und Transzendenzerfahrung?

Gerade am Beispiel der „Lauf-Szene“ lässt sich ein gewandeltes Sport-Selbstverständnis ausmachen. Die konventionelle, im Verein und zum Teil noch in der Schule betriebene Leichtathletik leidet – von wenigen Spitzenklubs abgesehen – an existenzbedrohenden Erosionserscheinungen. Andererseits ist Joggen zum Massensport und bei nicht wenigen zum fixen Versatzstück einer stark gesundheits- und leistungsorientierten Lebensphilosophie geworden. Das Laufen vermittelt eine stark „meditative Erfahrung“, die manchen neben der körperlichen Fitness sogar zum wichtigsten Inhalt beim Laufen wird, wie dies etwa biographisch der vom übergewichtigen Genießer zum Marathonläufer bekehrte deutsche Außenminister Joschka Fischer berichtet, und damit eine entscheidende Signatur der spätmodernen

Eventkultur kennzeichnet. Das „Runner’s-High“ des Langstreckenläufers baut Stresshormone ab, verbessert Kreislauf und Durchblutung, erzeugt neue Reize für Nervensystem und Wahrnehmung; körpereigene Hormone (Endorphine) sorgen für das Glücksgefühl der Läufer, depressive Stimmungslagen hellen sich auf, das Selbstwertgefühl steigt, die innere Ruhe nimmt zu. Und für manche Lauf-Freaks ist ihr leid- und freudvolles Hobby auch ein Weg der Sinnsuche und Ort spiritueller Erfahrungen. Ist dies also bereits ein Weg spätmoderner Transzendenzerfahrung? Musik, Tanz, Drogen, Meditation, Askese, Sport: Die Möglichkeiten, aus der digitalen Alltagswelt ins Reich von Rausch und Ekstase, in Spannungs-, Faszinations-, Glücks- und Trancezustände zu geraten, sind zahlreich.

Laufen mit seinem rhythmischen Bewegungsmuster erscheint dafür ein einfaches Mittel, das bei vielen Menschen wirkt. Psychologen wie Mihaly Csikszentmihalyi prägten für derartige Glückserfahrungen den Begriff „Flow“: es sind Zustände, die sich deutlich vom Chaos, Stress und Trott des Alltags abheben und eine andere, „höhere“ Welt erschließen, aus der ein Hauch von „Heil“ zufließt (vgl. klangliche Ähnlichkeit mit „geil“). Dass Hunderttausende das Laufen als „Trance-Portmittel“ entdeckt haben, ist jedenfalls charakteristisch für Gesellschaften, denen Wettbewerb und Genuss wichtig ist: „Marathonlaufen ist die heimtückische Verkoppelung von Hedonismus und Leistungsdenken“, konstatiert etwa der Sportpsychologe Günter Amesberger.

Ebenso kehren in der Fitness- und Wellness-Bewegung bestimmte Formen der Askese (meist in der „light“-Version) samt den damit verbundenen Erfahrungen wieder, allerdings mit einer totalen Kehrtwendung, nämlich weg von der traditionellen Leibfeindlichkeit und hin zur Freude am eigenen gestylten Körper. In der Überflussgesellschaft wird „Design“ wichtiger als „Dasein“ und Ästhetik wichtiger als Ethik. „Wichtiger als ein guter Mensch zu sein ist es, Mittel und Wege zu finden, wie man gut Mensch sein kann.“

„Sportlichkeit“ haben viele Zeitgenossen als Chance zur Selbstfindung und zur Profilierung in der modernen Alltagskultur entdeckt. Sportliches Auftreten (vgl. die Karriere der sportlichen Kleidung oder die mit Sportbegriffen durchsetzte Umgangs-

sprache) und sportliches Handeln (der Transfer von „Fairness“ in andere Lebensbereiche) haben normativen Charakter bekommen. Unsportlichkeit gilt als ein schlimmerer Makel, denn als unmusikalisch erkannt zu werden.

Dabei liegt der besondere Wert des Sports darin, dass er ein Angebot an die Menschen darstellt, nicht nur Unterhaltung und Vergnügen zu finden, sondern sich einen Raum zu erschließen, den sie durch sportliches Handeln selbst gestalten können, der Einsichten und Erfahrungen ermöglicht, die sie anderswo nicht gewinnen können. Er erweitert und intensiviert das Leben der sporttreibenden Menschen und belebt ihre Alltagskultur insgesamt. Was der Alltag oft nicht mehr bietet und fordert, kann im Sport konzentriert erfahren und erlebt werden.

Sport – Raum für Riten und Religion?

Im Blick auf die euphorischen Akzente drängt sich (nicht nur) für TheologInnen eine Frage auf: Verbirgt sich hinter dem modernen Sport eine „säkulare“ Religion und lässt nicht gerade der Olympismus mit seiner dogmatisch-pädagogischen Devise des *citius - altius - fortius* vermuten, dass es dabei auch um eine Form der (Selbst-)Transzendenz geht?

Alois Koch konstatiert: „Religion lässt sich charakterisieren als ein ‚Welterklärungs- und Lebensbewältigungssystem‘, das sich durch die Ausrichtung auf eine wie immer geartete ‚Unverfügbarkeit‘, zu der sich die Menschen ins Verhältnis gesetzt wissen, auszeichnet. ... Religionen eröffnen den Menschen Wege, sinnvoll mit Gegebenheiten der Kontingenz umzugehen und die negativen Momente in den eigenen Lebensentwurf zu integrieren.“

Angesichts einer fortschreitenden Säkularisierung steht bei vielen nicht mehr ein transzendentes „Heilsziel“ im Blickpunkt ihres Strebens. Der Mensch versteht sich eher als Produzent und Regisseur seines eigenen „Heils“, das er sich unter anderem durch Sport und Spiel erschließen kann. Erlebnis- und Wellness-Arrangements, Körperstyling, Bodybuilding, Face-Lifting, Schönheitsoperationen – der perfekte Body, der funktionierende Körper vermittelt einen Hauch von „Ewigkeit“ („Für immer jung“). Sport wird zur autonomen Quelle von Freizeitbefriedigung, Daseinssteigerung und

Lebenserfüllung. „Wer dies ethisch bewerten will, sollte von der gut belegten Beobachtung der Attraktivitätsforschung ausgehen, dass körperlich attraktive Menschen unwillkürlich erotisch ansprechender, seelisch gesünder, umgänglicher und intelligenter wirken als unattraktive und darum mehr Chancen haben, einen Geschlechtspartner zu finden, gesellschaftliche Anerkennung zu erfahren und im Beruf voranzukommen.“



Hinzu kommt, dass augenscheinlich religiöse Momente im modernen Sport bei sakral anmutenden Feiern von Olympischen Spielen oder Fußballweltmeisterschaften besonders deutlich sichtbar werden. Sportliche Großereignisse werden mit einem liturgischen Zeremoniell eröffnet: Der Einzug der WettkämpferInnen wird mit Musik, Gesang, Tanz und Show feierlich inszeniert; Flaggen werden gehisst; ein Feuer entzündet; Hymnen werden gesungen; ein „Sport-Evangelium“ wird verkündet, ein Eid geschworen. SportlerInnen – Auserwählte ihres Landes – werden zu Herolden des Friedens und der Fairness erklärt; und über allem liegt eine andächtige Ergriffenheit, die einer religiösen Feierstunde durchaus vergleichbar ist.

In der Sprache, in den Symbolen und Ritualen kann man bei Fußballspielen viel Religiöses, ja als geradezu „göttlich“ Apostrophiertes entdecken: Massen von Fans pilgern ins Stadion mit dem heiligen Rasen, über dem der Fußballgott wacht; „meine Religion heißt Rapid (Wien)“ lauten da Transparente, die geschwungen werden, während man weihevoller Choräle und Gesänge anstimmt. Droht eine Niederlage, hofft man auf ein Fußballwunder; für den Fall, dass es Wirklichkeit wird, verspricht der Trainer eine Wallfahrt, nicht ohne in der Halbzeit eine höllische Kabinenpredigt gehalten zu haben. Am Kreuzzeichen nach dem Torerfolg sind die Spieler aus (meist

ärmeren) katholischen Ländern zu erkennen. Und bei so manchem Torerfolg vermuten die Kommentatoren, dass Gott selbst die Hand im Spiel hatte. Nicht selten hat der Heilsbringer seine Mannschaft erst in der letzten Minute durch das langersehnte Tor erlöst und die flehenden Blicke zum Himmel auf der Trainerbank wurden erhört. Sollte ein Spieler allerdings gegen die Spielgebote schwer verstoßen, kennt der Spielleiter keine Gnade: er zieht die rote Karte, das Symbol für die Hölle: Ausschluss! Religion und Fußball, ein ergiebiges Feld, wenn man sich seriös damit beschäftigt und das Terrain nicht einfach den Fanzeitungen überlässt, wie jener eines deutschen Fußballklubs mit dem bezeichnenden Namen: „Schalke Unser“.

*Schalke Unser im Himmel
Du bist die auserkorene Mannschaft
verteidigt werde Dein Name
Dein Sieg komme
wie zu Hause so auch auswärts
unseren üblichen Heimsieg gib uns immer
und gib uns das „Zu Null“
so wie wir Dir geben die Unterstützung
und niemals vergib denen aus der Nähe von
Lüdenscheid
wie auch wir ihnen niemals vergeben werden
und führe uns stets ins Finale
denn Dein ist der Sieg und die Macht
und die Meisterschaft in Ewigkeit
Attacke!*

Sprache, Rituale und Symbole sind Ausdrucksformen einer „impliziten Religiosität“ im Zeitalter der Säkularisierung. „Der Ritus ist mehr als eine reine Ornamentalisierung der Zeit, er vergegenwärtigt auch einen Sinn.“ Er steht für die Dimension der Transzendenz, und die lässt sich offenbar auch in der Sportwelt erleben: Das Fußballspiel findet in einem quasi sakralen Rahmen statt und enthebt der öden Alltagswelt. Die unerwartete, überraschende Natur des Spiels macht aus neunzig Minuten dramatischer Handlung ein Symbol des eigenen Lebenskampfes, eines Wettstreits also, den jeder bestehen muss, der gesteckte Ziele erreichen will.

Ein besonders exzessiver Ausstieg aus der Alltagswelt gelingt im „Heraustreten des Ichs aus seinen Grenzen bei starker Affektbeteiligung“, wobei sich

derartige Phänomene der Ekstase vor allem in den Erlebnis- beziehungsweise Trendsportarten finden. Bei sportlichen Höchstleistungen werden Grenzen ausgelotet, der ultimative „Kick“ gesucht – als Mittel der Selbstfindung. Nicht nur am Beispiel des Extrembergsteigens lässt sich das euphorische „Über-sich-Hinauswachsen“ belegen. Die Begleitmusik dazu stellen religiös anmutende Gefühle der Selbstvergessenheit wie auch Gefühle eines hedonistischen Selbstgenusses und der Selbstwertschätzung dar.



Aber auch der trendige und boomende „Gesundheitssport“ scheint höhere Weihen zu genießen. Gesundheit und körperliche Fitness zählen zu den Attributen des erfolgreichen Menschen; sie haben in leistungs- und imageorientierten Gesellschaften einen zentralen Stellenwert erhalten. Nicht nur Mediziner betonen: „Gesundheit ist das höchste Gut einer Gesellschaft, die ihr Heil vorwiegend im Diesseits sucht“, weshalb „Sporttreiben ... zu einer rituellen Aktivität [wird], bei der man überzeugt ist, sie führe automatisch zur Gesundheit. Der postmoderne Mensch will anscheinend mittels eines Gesundheits- und Fitnesskultes seiner Begrenztheit und Endlichkeit ein Schnippchen schlagen.“

Je weniger Zeit und Energie für nichtsportliche Tätigkeiten bleibt – wie vor allem bei Hochleistungs- und SpitzensportlerInnen –, desto wichtiger wird das Sporttreiben selbst als sinnstiftendes Zentrum der eigenen Identität und erlangt damit gleichsam die Bedeutung einer Religion. Letztlich aber fehlt dem Sport ein für Religion wesentliches Element, nämlich die Erklärung von und die Hilfe für die Bewältigung von Kontingenz. Andererseits beweist der Blick in die symbolträchtige Sportszene: „Ein Teil des teils enttäuschten, teils unbefriedigenden religiösen Bedürfnisses ist in den Sport diffundiert“.

Jugend- und Schulsport: Zwischen Ideal und Wirklichkeit?

Jugendliche gelten als Seismographen des gesellschaftlichen Wandels. Neueste Studien und eigene Beobachtungen als Sportlehrer ergeben einen ähnlichen Befund, der darauf hindeutet, dass der Jugendsport seine sozialen und pädagogischen Ziele nur (noch) zum Teil erreicht und sich die Jugendlichen vom konventionellen Sport abwenden. Trend- und Funsportarten propagieren eine fundamental andere Vorstellung von Sport. Wer auf Brett oder Skates das Erlebnis des Gleitens sucht, will sich nicht fassen lassen, unerreichbar sein und damit frei und unabhängig bleiben. Das neue Sportverständnis wehrt sich so gegen jede Disziplinierung, Anleitung, pädagogische Vereinnahmung, gegen Expertentum und Leistungsvergleich - bei aller oft tiefen Verehrung von Stars und Profis. Man setzt auf „risk“ und „fun“, auf trendig und lustbetont. Dieser Wandel stellt den traditionellen Vereinssport vor erhebliche Nachwuchsprobleme und erschwert die Rekrutierung von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, hat aber auch zur Folge, dass der Sport nicht mehr so leicht wie früher instrumentalisiert werden kann. Insbesondere der Schulsport bezog seine Legitimation aus der Multifunktionalität bezüglich: Erziehung zur Gesundheit, Aufbau von Selbstwertgefühl, Aggressionsabbau, Solidarität, Fairness, Teamfähigkeit, Leistungsbereitschaft.

Gerade bei Jugendlichen speist sich die Faszination des Sports aus vielen Quellen. SportpädagogInnen sind einhellig der Meinung, dass der Sport für die Persönlichkeitsentwicklung des (jungen) Menschen eine spezifische und unersetzliche Funktion hat, weil er Bildung mit intensivem Körpererleben verbindet. Denn der Leib in seiner reichhaltigen Veranlagung zur Gestaltung und Bewegung ist Symbol für Freiheit und Abhängigkeit zugleich. Der Sport lasse sich demnach durchaus als „Sakrament des Bildungssystems“ begreifen, weil es dabei nicht nur um eine intellektuelle Vermittlung, sondern um ein unmittelbares Erleben der Bildungsinhalte gehe (ein körperlich-lustvolles Sich-einverleiben?).

In katholischen Internaten besaß der Sport, besser: die körperliche Ertüchtigung, schon immer einen festen Platz, nicht zuletzt aus pastoral-pädagogischen Gründen. Beispielsweise war das 1898 eröffnete Linzer Bischöfliche Gymnasium Kollegium

Petrinum von Anfang an mit Spielplätzen, Turnsaal, Schwimmbad (!), Kegelbahn und Eislaufflächen ausgestattet. In den 1950er und 1960er Jahren brachte die Sportaufgeschlossenheit dieser kirchlichen Schule den Ruf einer österreichischen „Faustballhochburg“ ein. Heute ist der Schulsport breit gefächert, schüler- und zeit(geist)orientiert, mit einem Schwerpunkt in den Ballsportarten (Fußball, Volleyball, Basketball). Der im Freizeitsport als Kriterium wirksame „Spaßfaktor“ wird auch in der Schule immer mehr zum Qualitätsmerkmal.



Für einen Sportlehrer und Jugendverantwortlichen liegen die psychophysischen Wohlfahrtswirkungen des Sports täglich auf der Hand. Die Turnstunde gehört unbestritten zu den Höhepunkten des Lernalltags und der Sportunterricht zu den Lieblingsgegenständen der meisten SchülerInnen. Vor dem Hintergrund einer bunten und unübersichtlichen Sport- und Freizeitlandschaft erklärt sich aber auch, weshalb der Nachweis von positiven Sozialisations- und Gesundheitseffekten des Sport nicht ganz leicht fällt. Ist „sportliches Verhalten“ von Jugendlichen dem Sport gutzuschreiben, der Schule, dem Verein, der Szene oder doch eher dem Freundeskreis oder Elternhaus? Eine Antwort darauf ist nicht einfach, denn Verein und Schule sind „kein Reparaturbetrieb für gesellschaftliche Defizite“, wie die aufsehenerregende Brettschneider-Studie 2001 zur Evaluation des Jugendsports vermerkt. Diese Studie macht deutlich, wie wichtig ein positives pädagogisches Umfeld gerade auch im und für den Sport ist. Die erwünschten physischen, psychischen und moralisch-ethischen Sozialisations-effekte stellen sich auch im Sport nur ein, wenn sie bewusst gefördert werden. Dies bedeutet für den Schul- und

Jugendsport – zumal im Umfeld der Kirche – einen klaren Auftrag.

Ethische Leitlinien für den Sport

„Es gibt wenig ambivalente Phänomene wie den Sport und wenig Bereiche des menschlichen Lebens, denen man so unterschiedliche Motivationen, Aufgaben und Ziele zuordnet und so differente ethisch-moralische, pädagogische, soziale und medizinische Werte oder Unwerte unterstellt. ... Damit können auch für alle Spielarten des Sports, seine positiven und negativen Erscheinungen, immer Rechtfertigungen gefunden werden. Das heißt, dass von gut bis böse, von menschlich bis unmenschlich, von gesund bis tödlich, von moralisch bis unmoralisch, von sozial bis asozial, von depressiv bis überschäumend glücklich und von masochistisch-asketisch bis voll lebensgenießend im Sport ein weiter Bogen gespannt ist. Eine allgemein gültige Wertbeurteilung für den Menschen und eine gerechte Interpretation der ethisch-moralischen, eventuell sogar religiösen Sinnhaftigkeit ist, wenn man über banale Alltagsphrasen hinausgehen will, nicht nur schwierig, sondern im Hinblick auf die daraus abzuleitenden spezifischen Konsequenzen recht problematisch.“

Der Wert eines Menschen kann nicht am Erfolg oder an seiner Leistung abgelesen werden. Die Würde und die Unantastbarkeit des Menschen sind letztlich nur in seinem Transzendenzbezug bewahrt. Daraus leitet Alois Koch folgenden ethischen Bewertungsmaßstab ab: „Wenn und soweit im modernen Sport ein Sinnentwurf menschlicher Existenz sich geltend macht, der die übrigen Werte des menschlichen Lebens der sportlichen Leistung beziehungsweise dem sportlichen Erfolg unterordnet oder sie unmöglich macht, ja die sportliche Leistung in die Nähe eines absoluten Wertes rückt, wird er ethisch fragwürdig und ist er abzulehnen“.

Diese Überzeugung, dass mit dem Sport normalerweise die Förderung der Gesundheit, die Erschließung der Vital- und Erlebnissphäre und die damit ermöglichte Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit als Wirkungen verbunden sind, liegt vor allem jener pädagogischen Auffassung zugrunde, in der Bewegung, Spiel und Sport einen wichtigen Platz für die Erziehung des jungen Menschen zuerkannt erhalten. Eine (wie immer gestaltete) eigenverant-

wortliche Fürsorge für Leib und Gesundheit stellt eine selbstverständliche ethische Forderung dar, und sie ist auch Teil eines Dienstes an der Gemeinschaft beziehungsweise Gesellschaft, insofern jeder Einzelne zu deren Funktionsfähigkeit seinen Beitrag zu leisten hat.

Bewegung, Spiel, Gesundheits- und Freizeitsport bieten zudem die Möglichkeit zur Geselligkeit, zur Vertiefung von mitmenschlichen Kontakten und zur Pflege von Gemeinschaft. Der Sport eröffnet so ein reichhaltiges Feld, die angeborenen Bewegungsanlagen zu aktivieren und dem mehrfach festgestellten Bewegungsmangel – neuerdings vor allem der „Computer-Kids“ – entgegenzuwirken. Die Förderung von Lifetime-Sportarten (Laufen, Wandern, Schwimmen, Radfahren) ist ein Gebot der Stunde, besonders angesichts einer wachsenden Zahl von SeniorInnen und explodierender Gesundheitskosten.



Den vielen positiven Wirkungen des Freizeitsports stehen aber auch negative Folgen gegenüber. Diese reichen von Überbelastung, Selbstüberschätzung, Freizeitstress bis zum unkritisch übernommenen Gesundheits-, Jugendlichkeits- und Körperkulturwahn. Dietmar Mieth ortet daher im modernen Sport eine vierfache Reduktion der Leiblichkeit auf die Körperkultur. Eine solche liegt vor, wenn die Gesundheit als rein körperliche Angelegenheit betrachtet wird, wenn sich des Menschen Leiblichkeit im Ideal des versportlichten Körpers erschöpft, wenn

die Funktionslust der Bewegung und die Freude am Spielen einseitig zur Leistungserbringung benützt werden und wenn mit dem Training des Körpers die gesamt menschliche Entwicklung gestört oder durch Spätfolgen beeinträchtigt wird.

Die Deutsche Bischofskonferenz verfasste 1990 zusammen mit der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) eine „Gemeinsame Erklärung der Kirchen zum Sport“, in der ebenfalls eine vierfache „Enteignung“ des Sports, das heißt eine Beraubung seiner Selbstbestimmung und der in ihm enthaltenen Werte, als Gefahr benannt wurde, die sich mit Ommo Grube resümieren lässt: „Zusammen mit vielen Menschen im Sport sehen die Kirchen mit Besorgnis die Enteignung des Sports durch Leistungsmanipulation (Doping, Erfolg um jeden gesundheitlichen Preis), durch Kommerzialisierung, durch die Gewalt der Fans (Missachtung von Fair-play und Menschenwürde) und die Enteignung durch Staat (Politik) und Gesellschaft (Sport als Mittel der politischen Selbstdarstellung). Die Kirchen unterstützen eine kritische Haltung gegenüber aller Bemächtigung des Sports durch außersportliche Faktoren“.

Der Sport ist ein nicht-sittlicher „Wert“, denn über seine sittliche Relevanz entscheidet letztlich erst der Gebrauch. Er ist nicht besser und nicht schlechter als die Gesellschaft, deren soziale Lebensäußerung er darstellt. Er hat keinen Vorbildcharakter, obwohl Vorbilder zur Verehrung beziehungsweise Nachahmung anregen. Der Sport als Spiegel der Gesellschaft reproduziert auch die Widersprüche der modernen Gesellschaft (zum Beispiel „Leistung“ gegen „Spaß“). Die kontrast-orientierten Medien verstärken diese Widersprüche noch. Sie appellieren einerseits an Fairness und Toleranz, steigern andererseits aber Erfolgsdruck und Leistungszwang und gelegentlich sogar den Chauvinismus. Sportliche Konkurrenten werden mit Vorurteilen belegt oder lächerlich gemacht, Sieger werden nicht respektiert, Niederlagen heruntergespielt. Die Sportgesellschaft ist zugleich ein Spiegelbild einer „hämischen“ Gesellschaft. „Gesucht wird [daher] der Konvergenzpunkt zwischen Effizienz und moralischer Integrität. Fair geht zwar vor, genügt aber als Kriterium nicht. Wollen wir Moral unter den Bedingungen der Sportgesellschaft, oder wollen wir Sport unter den Bedingungen der Moral? Gesucht wird also eine Balance. Die Steuerungsfunktion kommt dabei der Ethik zu, die im

Sport keine andere ist als sonst wo.“

Der Moraltheologe D. Mieth zählt – stichwortartig – zu jenen Normen, die für eine seriöse sportethische Diskussion hilfreich sein können: Vorrang der Personen vor den Strukturen, Gerechtigkeit, Respekt vor Integrität und Verletzlichkeit, Benevolenz und Solidarität, Toleranz und Gewaltminimierung, Behebung von Defiziten wechselseitiger Anerkennung, Ausgleich zwischen Rechten und Pflichten, Gesundheits-, Umwelt- und Sozialverträglichkeit, Nachhaltigkeit.



Kirche und Sport im Dialog

Das II. Vatikanische Konzil hat in seiner Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ alle Gläubigen aufgefordert, ihre Freizeit „sinnvoll zur Entspannung und zur Kräftigung der geistigen und körperlichen Gesundheit“ zu verwenden (GS 61). Dies könne auch durch Sport geschehen, „der zum psychischen Gleichgewicht des Einzelnen und der Gesellschaft sowie zur Anknüpfung brüderlicher Beziehungen zwischen Menschen aller Lebensverhältnisse, Nationen und Rassen beiträgt“ (ebd.). In ökumenischer Sichtweise greifen die Kirchen den von Sportfunktionären und aktiven SportlerInnen gewünschten Dialog in jüngerer Zeit verstärkt auf: „Wir wollen diejenigen ermutigen, die mit großem Verantwortungsbewusstsein den Sport als einen Dienst am Menschen betrachten. Wir wollen zugleich Entwicklungen im Sport kritisch ansprechen, von denen wir meinen, dass sie auf Dauer zum Wohle des Menschen sein werden.“

Als erster Papst der Kirchengeschichte verfolgte Johannes Paul II. am 29. Oktober 2000 im Römischen Olympiastadium anlässlich der Heiligjahrfeier der Sportler ein Fußballspiel. Er rief Funktionäre und Sportler auf, ihr Gewissen zu erforschen und

von allen Fehlentwicklungen Abstand zu nehmen, die der Förderung der menschlichen Person widersprechen. Der Sport solle zu einer Gelegenheit der Begegnung und des Dialogs werden, der alle Grenzen der Rasse, Sprache und Kultur überwinde. Zwar müsse der Sport sich den Bedingungen der Zeit anpassen, doch dürfe er dabei nicht degenerieren. Er warnte vor einem Sport, der den Körper ruiniert und allein auf Profit abzielt. Ein wirklich menschengerechter Sport müsse auf die ganzheitliche Entwicklung des Menschen sowie auf gelingende zwischenmenschliche Beziehungen ausgerichtet sein. Sport in seinen vielfältigen Erscheinungsformen ist dann ein für die „Menschwerdung“ des Menschen chancenreiches Feld im „Garten Eden“, das es mit Phantasie und Verantwortung zu bebauen und zu pflegen gilt.

So wie das Leben mit all seinen Vollzügen nicht nur ein Thema der Moralthologie und Sozialethik sein darf, so gilt auch für die theologische Diskussion im Kontext des Sports, dass es immer um eine umfassende Darstellung der Beziehung von Glaube und Leben – auch in diesem Bereich – geht. Der christliche Glaube muss sich als lebensdienlich, als Beitrag zum wahren Leben erweisen. „Der Mensch ist der Weg der Kirche!“ – heißt es denn auch in vielen kirchenamtlichen Verlautbarungen. Aber wie viele und welche Wege davon führen tatsächlich zu den sporttreibenden Menschen?

Sport in seinen vielfältigen Erscheinungsformen ist nicht zuletzt ein mit etlichen religiösen Sehnsüchten angereichertes, für den Dialog mit der Kirche chancenreiches Lebensfeld, das man nicht leichtfertig der pastoralen Brache überlassen soll. Dies hat auch der bergsportbegeisterte Altbischof von Innsbruck Dr. Reinhold Stecher erkannt und dieses Feld überaus geschätzt: „Der Sport hat mir bei der Seelsorge so viel geholfen wie ein zweiter Kaplan. Darum erlaube ich mir, auf ihn ein Loblied zu singen.“ Wohl vom selben Geist beseelt war die Kirchenlehrerin Theresa von Avila, der folgendes Diktum zugesprochen wird: „Tue deinem Leib etwas Gutes, damit die Seele sich freut, darin zu wohnen.“



Mag. Christian H. Zoidl ist Priester in der Pfarre Linz-Heilige Familie und Präsident der Diözesansportgemeinschaft Oberösterreich. Vorliegender Artikel wurde 2002 in der Theologisch-Praktischen Quartalschrift der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz veröffentlicht und wurde vom Autor für diese Publikation freundlicherweise zur Verfügung gestellt.



„Im Sport bilden Leib, Geist und Seele eine Einheit. Nur wenn diese im Einklang sind, kann man dauerhaft erfolgreich sein.“

Papst Benedikt XVI.

„Wichtig im Leben eines Profi-Fußballers ist zu wissen, dass es nur einen sicheren Weg gibt. Und dieser Weg führt über Jesus.“

Lucio

„Ich vertraue darauf, daß alles in Gottes Händen liegt. Gott liebt mich, schaut auf mich und begleitet mich auf allen Wegen. Für mich ist es eine große Genugtuung, zu wissen er ist immer da und gibt acht auf mich, egal was passiert.“

Michael Chang

„Nichts kann mich von der Liebe Gottes trennen.“

„Ich glaube einfach, dass Gott mit im Spiel meines Lebens ist.“

Bastian Schweinsteiger

„Ich schöpfe aus der Kraft des positiven Denkens und aus dem täglichen Gespräch mit Gott.“

Ottmar Hitzfeld

„Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Arme.“

Heiko Herrlich

„Die Bibel ist Gottes bevorzugter Weg, zu mir zu sprechen... Ohne Frage kann Gott in anderer Weise reden, aber in erster Linie sollte ein Christ darauf bedacht sein, Gottes Wort zu kennen. Die Bibel gibt mir wirklich Wegweisung. Wenn ich nach einer Antwort suche oder eine schwerwiegende Entscheidung zu treffen habe, bete ich; aber ich muss auch Gottes Wort kennen: Es ist die Grundlage.“

Jonathan Edwards

„Ich glaube einfach, dass Gott mit im Spiel meines Lebens ist.“

Bastian Schweinsteiger

„Der Sport hat mir bei der Seelsorge so viel geholfen wie ein zweiter Kaplan.“

Dr. Reinhold Stecher

„Ich danke Gott für die Tore, die ich geschossen habe.“

Ze Roberto

„Gott liebt mich – ob ich nun 80 oder 60 Schläge mache! Nachdem ich verstanden hatte, dass Gott mich so sehr liebte, dass er seinen einzigen Sohn für meine Sünden hinrichten ließ, war es für mich selbstverständlich, Gott mein Leben anzuvertrauen. Seit damals haben sich mein Leben, meine Ehe und meine ganze Weltanschauung gewaltig verändert.“

Berhard Langer

„Ich mag den Psalm 23, weil er mir sagt, dass Gott bei mir ist, was immer auch geschieht.“

Juan Carlos Velerón

„Ich lese jeden Abend in der Bibel. Nur ein Kapitel, aber das gibt mir Kraft.“

Serena Williams

„Ohne Glauben an ihre innere Kraft, können Menschen mit Behinderung ihr So - Sein nie als etwas Positives erfahren, ihre Identität nie als etwas Besonderes und Einzigartiges erleben. Dieser Glaube an sich selbst würde aber ohne den Glauben an Gott oder an andere übermenschliche Dimensionen nur ein Geheuchelter sein.“

Andrea Scherney